

# Die Maifube

Wöchentliche Unterhaltungsbeilage zu den „Nachrichten“

Nr. 28.

Wokrowff, 29. November 1925.

Erscheint  
jeden Sonntag

## Die Lage der Bauernschaft in Deutschland.

Für die Bauern unserer Wolga-Republik ist es von großem Interesse zu erfahren, wie ihre Berufstollegen in Deutschland leben, wie der Stand ihrer Wirtschaft ist und welche Lasten sie dem Staate gegenüber zu erfüllen haben. Der Verfasser dieser Zeilen stammt selbst aus einem rein landwirtschaftlichen Kreise und hat Jahre hindurch in der Landbewegung gearbeitet, so daß es ihm möglich ist, ein objektives Bild zu zeichnen.

Die in der Landwirtschaft stehende Bevölkerung zerfällt in Deutschland in 6 Schichten. Die kleinste aber mächtigste Schicht sind die Gutsbesitzer. Die einzelnen Güter sind mindestens 250 Dessjatinen groß. Die Gesamtfläche, die diese wenigen Tausend Gutsbesitzer inne haben, ist im Verhältnis zu dem Eigentum der übrigen Bauernschaft ungeheuer. Oftmals verpachten sie Teile oder das gesamte Land an die Bauern und verlangen ungeheure Pachtsummen, bis 35 Rubl Getreide pro Dessjatine. Viele in Deutschland lebende landarme Bauern sind gezwungen Land zu pachten, um wenigstens genügend Brot für die Familie und Futter für das Vieh zu ernten.

Der Großbauer bebaut eine Fläche von über 70 Dessjatinen, je nach Beschaffenheit des Bodens. Er beschäftigt neben einem ständigen Arbeiterstamm noch häufig landarme Bauern, die auf diese Weise die zum Leben ihrer Familie noch fehlenden Mittel heranschaffen. Großbauern gibt es in Deutschland etwa 60—70.000.

Die Mittelbauern besitzen Land im Umfange von mehr wie 20 Dessjatinen.

Sie arbeiten schon selbst in ihrer Wirtschaft — neben einigen Knechten und Mägden — mit.

Der Kleinbauer bewirtschaftet mehr wie 5 Dessjatinen und leidet nicht selten Landhunger, da diese Fläche oftmals nicht genügt, um auch nur einigermaßen zu leben. Er muß also beim Großbauer und Gutsbesitzer Land pachten oder bei ihm arbeiten, da er doch nicht in der Lage ist, sein Land zu bebauen und gleichzeitig noch 8—10 Stunden in der Industrie zu arbeiten.

Neben diesen Kleinbauern gibt es noch sogenannte Häusler, Körntner oder Halbbauern mit einem Eigentum unter 5 Dessjatinen. Sie arbeiten noch zum größten Teil in der Industrie oder im Bauberuf, während Frau und Kinder das Land bewirtschaften.

Diese Tatsachen beleuchten schon blickartig die Lage der armen Bauern, die, um überhaupt leben zu können, selbst 15—18 Stunden arbeiten und dabei noch ihre Familie in die Arbeit einspannen. Wer aber glaubt, daß diese Arbeit ihnen wenigstens den Besitz sichert, der ist auf dem Holzwege. In den letzten 2 Jahren mußten Zehntausende Kleinbauern, Häusler und Halbbauern ihre Wirtschaft an die Großbauern und Gutsbesitzer abtreten, weil sie verschuldet waren. Sie gehen heute als Landarbeiter, arbeiten in der Industrie oder liegen vollständig arbeitslos auf der Straße.

Als Landarbeiter aber führen sie ein geradezu erbärmliches Dasein. Häufig erhalten sie als solche kaum 4—5 Rubel Arbeitslohn pro Monat. Bekämen sie nicht noch einige Deputate an Korn, Kartoffel und Holz, so wüßten sie wirt-

lich nicht, was sie anziehen und essen sollten. Der Landarbeiter in Deutschland hat selten ein warmes Mittagessen und noch seltener Fleisch.

Auch die Lage der Kleinbauern und Halbbauern ist sehr schlecht. Sie müssen ihren kleinen Ernteüberschuß, nur einige Zentner, zu Spottpreisen verkaufen, während Großbauern und Gutsbesitzer in der Lage sind zu warten und das Getreide zu günstiger Zeit und guten Preisen absetzen können.

Dabei muß man bedenken, daß in Deutschland die Mißernten verhältnismäßig wenig vorkommen und der Ertrag der Ernte auf eine Dessjatine ein bedeutend höherer ist wie hier in der Wolga-Republik.

In Deutschland wird die Landwirtschaft modern betrieben. Durch das Dampfsystem und den Fruchtwechsel ist die Ernte viel ertragreicher. Alle Bauern vom kleinsten bis zum größten wirtschastlichen dort nach der agronomischen Wissenschaft. Trotzdem also alle Vorbedingungen in Deutschland besser sind, lebt doch der kleine Bauer sehr schlecht.

Woran liegt das? — Nun die Klein- und Mittelbauern müssen einmal den in Deutschland notwendigen Kunstdünger teuer bezahlen wie die Großbauern und Gutsbesitzer, denn diese haben die Kali-Altien in der Hand. Hinzukommt noch, daß viele landarme Bauern für gepachtetes Land Buchepacht bezahlen.

Wohl hat die Regierung Kredite gegeben. Diese Kredite schlucken aber vornehmlich die Gutsbesitzer und Großbauern. Die Kleinbauern aber sollen höhere Zinsen für die Kredite zahlen, weil sie angeblich mit ihrem kleinen Besitz nicht genügend garantieren können. Häusler sind gar nicht in der Lage, den Zinsfuß aufzubringen und kommen deshalb für einen Kredit überhaupt nicht in Frage. Wir sehen also, daß diese Kredithilfe nicht für die armen, sondern nur für die Großbauern und Gutsbesitzer ist.

Wenden wir uns nun zu den Steu-

erlasten, die die Bauernschaft tragen muß. Da ist zuerst die Einkommensteuer mit 10 Proz. für Ernte und Viehwuchs. Außerdem eine Gebäude- und Grundsteuer, sowie Viehsteuer. Diese Steuern betragen ebenfalls etwa 10 Proz. Je größer aber der Besitz und das Einkommen ist, desto kleiner wird der Prozentsatz der zu zahlenden Steuern im Verhältnis zum Wachstum des Besitzes und des Einkommens. Hinzutritt die Umsatzsteuer von 2 ein halb Proz., die der kleine Bauer sowohl im Verkauf seines wenigen Getreides, wie auch im Einkauf seiner Ackergeräte zahlen muß. Beim Großbauern und Gutsbesitzer ist dem nicht so. Hier bezahlt der Käufer des Getreides oder das Vieh diese Umsatzsteuer. Der arme Bauer aber verkauft sein bißchen Getreide unter jeder Bedingung, weil er die paar Pfennige notwendig haben muß.

(Schluß folgt.)

## Literatur zur Geschichte der wolgadeutschen Kolonien.

Von D. Schmidt.

(Fortsetzung.)

II.

Was v. Pallas im Jahre 1773 über die Wolgadeutschen schrieb.

Den 15. August 1773 kehrte ich von Katharinenstadt auf einem näheren Wege über Tula zurück und passierte den Großen Kaschan bei einer darin von Pobjepnoi aus angelegten Mühle.

Auf diesem Wege, der meist an der Niederung hingeht, sieht man das beste Land, welches die Kolonien besitzen. Ich konnte heute noch über die Wolga sehen und in Saratow früh anlangen, wo ich bis zum 18. August (1773) verweilte.

Die Stadt Saratow.

Saratow war ursprünglich auf der linken Seite der Wolga am Dache Sa-

ratowla gelegen, von welchem die Stadt ihren Namen hat. Die Anlage soll zu Ausgang des 16. Jahrhunderts geschehen sein. Gegenwärtig ist dieser Ort zu einer beträchtlichen Stadt erwachsen, welche in den letzten 10 Jahren durch die Anlage der deutschen Kolonien keine geringe Vermehrung ihrer Zahl genossen hat. . . . Es befindet sich hier außer der Woewoden-Kanzlei auch ein Schatzkammer (Nisowaja Kassa) Komptoir, und das Intendanten-Komptoir, welches die Regierung der deutschen Kolonien hat, desgleichen ein Kommandant, der die Polizei verwaltet. . . . Die Stadt hat viele wohlhabende Einwohner. . . . Der große Markt ist von Holz und mit allerlei Waren wohl versehen, die man vom Tomowschen und Uralischen Jahremarkt holt. Unter die Einwohner haben sich ungefähr hundert Deutsche einschreiben lassen, mit deren Handlung es aber schlechten Fortgang hat, einige Professionisten ausgenommen. Fünf Werst von der Stadt ist durch einen gewissen Verdienst eine starke Maulbeerplantage angelegt worden und es ist auch schon ein Versuch mit dem Seidenbau geschehen, der aber noch nicht von Erheblichkeit gewesen. Der starke Einspruch von den hier vorbei von Astrachan und aus den unteren Gegenden Schiffen, in welchen der sonderlich im Winter oft zu vielen Tausenden in einer Woche ankommenden Fußhändler, welche Salz und Fische ins Innere des Reichs verführen, verschaffen dem Ort viele Nahrung.

Am Fuße der Solowischen Berge liegen oberhalb der Stadt die diesseitigen Salzmagazine, in welchen längs der Wolga die Wohnungen für das unter dem Salzkomptoir stehende Schiffsvolk, und unterhalb der Stadt, von einem Deutschen für dergleichen Leute ein Wirtshaus gehalten. . . . In dem Delfel, welches Saratow teilt, werden Mannstübner und andere Verfeinerungen meist Nischen gefunden, und eine darin befindliche alaubhafte Quelle hat

ihren Inhalt vermutlich den riesigen Tonlagen, über welche sie fließt, zu danken.

### Die deutschen Kolonien diesseits der Wolga (Westseite).

Ich habe oben alle auf der linken oder östlichen Seite (Westseite) des Wolgastroms angelegten deutschen Kolonien verzeichnet, welche unter dem Intendanten-Komptoir in Saratow stehen. Hier will ich noch eine genaue Liste aller diesseitigen Kolonien, die gedachten Komptoir unterordnet sind und deren ich auf meiner Rückreise nur eine kleine Zahl berühren werde, hersehen. . . .

Diese Kolonien sind zwar in sechs Kreise eingeteilt und (eben) so vielen Kreisoffizieren zur Aufsicht übergeben, sie lassen sich aber füglich nach Reichspunkten und den Hauptflüssen, längs welchen sie liegen (Karamysch, Iowla, Medwedija, Wolga) ordnen. Eine Kolonie (Jagodnaja Poljana) ist oberhalb Saratow in der Penzischen Provinz angelegt. Sie ist 60 Werst von Saratow und 30 Werste von Petrowsk entfernt, besteht aus 85 Familien, welche 206 männliche und 196 weibliche Köpfe zählen. \*)

An der Wolga selbst ist nur für wenige Kolonien Raum gewesen, weil der größte Teil des Landes mit den Achmatischen und Solotowschen Hofgütern besetzt war. \*\*) Ueberhaupt liegen gegen diesen Fluß folgende deutsche Dörfer:

\*) Die deutsche Kolonie Jagodnaja Poljana gehört heute zum Gov. Saratow. Wie dieses deutsche Dorf, so konnten auch die deutschen Siedlungen Jaboltschnaja und Res-Straß nicht in den Bereich der Wolgadeutschen Republik eingereiht werden, weil sie zu abseits von den übrigen Kolonien gelegen sind. Jagodnaja Poljana wurde nach Vertrag im Jahre 1767 gegründet.

\*\*) Die landärmsten Kolonien sind auch heute noch in den jetzigen Grenzen der Republik d. Wolgadeutschen Kaiser und Feindt gelegen. Ueberhaupt muß gesagt werden, daß die wolgadeutschen Bauern niemals diejenige Landanteile besaßen, die ihnen laut Manifest vom 22. Juli 1763 (Wolg.: Allgemeine Gesandtschafts- und d. Russ. Reichs, S. 16, Nr. 11850) und

Benennung der Kolonien	Zahl der Familien	Zahl der Seelen		Entfernung von Saratow (in Werst)
		männl.	weibliche	
1. Sosnoffa	95	215	214	41
2. Sawastjanowka	59	127	143	58
3. Wobjanow-Bujerat	32	70	74	108
4. Krestowow-Bujerat	35	69	73	110
5. Schtscherbakowka	49	114	115	115
6. Budakow-Bujerat	45	102	85	126
7. Werschaja Kulalina (Galka)	43	114	88	123
8. Ust-Kulalina	57	124	116	131
9. Werschne-Dobrinka	35	83	68	127
10. Nischne-Dobrinka	83	185	168	133

... Die untere Gegend des Flusses Karamysch, näher zur Medwediza, ist mit russischen Dorfschaften besetzt. An dessen größter Länge aber und darin fallenden Bächen ist das meiste Land mit folgenden deutschen Kolonien besetzt.

Benennung der Kolonien	Zahl der Familien	Zahl der Seelen		Entfernung von Saratow (in Werst)
		männl.	weibliche	
1. Laloffa, rechts	75	185	175	44
2. Rorka, links	212	501	456	60
3. Splawnucha, links	80	195	185	63
4. Popoffa	79	184	169	59
5. Goloi-Karamysch	98	257	222	57
6. Klutshi	61	149	127	62
7. Ust-Kulicina	87	206	191	65
8. Gololoboffa	105	238	232	66
9. Lesnoi-Karamysch	171	402	367	77
10. Karamyschewka	54	124	107	75
11. Ramennoi Dwrag	14	27	23	84
12. Makarowka	36	83	58	84
13. Potschinkaja	34	76	61	86
14. Werschinnina	30	74	67	87
15. Oleschna an der Quelle	72	202	149	86
16. Bameina „ „ „	29	63	60	87
17. Werschowja „ „ „	39	107	79	89

laut Ulas vom 19. März 1764 (Allgem. Gesetzesammlung, Band 16, Nr. 12065) hätten zukommen müssen. Laut dem letzten Ulas sollte jede Familie — unabhängig von der Zahl ihrer Seelen — 80 Dessj. Land erhalten. Schon 1797 herrschte bei den Wolgakolonisten Landmangel. Laut Ulas vom 4. Dezember 1797 unter Nr. 18063 sollte den Kolonisten so viel Land zuge-

schnitten werden, damit 20 Dessj. auf die Meditionsseele komme (nicht auf die Familie im Gegenstand zu den früheren Gesetzen). Diese Landmenge auf die einzelne Seele haben die deutschen Wolgabauern niemals erhalten, besteuert, daß Alexander I. (später darauf bestand (Allgem. Gesetzesammlung des Russ. Reiches: Ulas Nr. 20438 vom 4. Oktober 1802).

An der zum Don fließenden Medwediza sind zwischen kleinrussischen Dörfern und Sloboden nachstehende vier

1. Pislawatka	31	83	60
2. Oretschina Dula	99	224	207
3. Krestowoi-Medwedizkoi Bujerat	115	247	216
4. Linowoi Ozero	115	282	243

An der zum Don fließenden Slowak sind vom Ursprung an bis in die Gegend von Ramschinka folgende

Kolonien ansäßig gemacht, welche an diesem Fluß die fruchtbarste Gegend und gute Waldung genießen. . . .

Kolonien errichtet und dieser vorhin noch völlig unbewohnte Strom dadurch ansehnlich bevölkert worden :

Benennung der Kolonien	Zahl der Familien	Zahl der Seelen		Entfernung von Saratow (in Werst)
		männl.	weibliche	
1. Grasnawatka	36	81	79	90
2. Kossoschi	46	79	71	87
3. Jelschanka	34	65	58	92
4. Kopenka	47	111	110	95
5. Kamentka	103	229	224	96
6. Oniluschka	95	213	180	105
7. Panostka	42	75	89	108
8. Karaulnoi-Bujerat	84	201	167	110
9. Slowla	47	97	91	112
10. Grasnucha	63	132	114	118
11. Ustgrasnucha	73	157	131	119
12. Semenostka	49	110	122	118

. . . . Jelschanka hat zum Teil russische Einwohner, weil diese Kolonie mehrtheils mit abgedankten Kriegsgeliebten aus der russischen Armee besetzt worden ist.

Außer diesen allen sollte jetzt noch eine neue Kolonie von protestantischen Ansiedlern unter dem Namen Pobotschna angelegt werden, wozu schon 19 Familien von 45 männl. und 28 weibl. Köpfen besammten waren. \*) Dadurch wird die Zahl aller im Saratow'schen Bezirk angelegten deutschen Dörfer auf 104 angehebt, deren Bevölkerung überhaupt 6194 Familien oder 25781 Seelen beträgt, worunter die Zahl der Mannsbilder etwa um elfhundert die weibliche Zahl übersteigt."

(Schluß folgt.)

\*) Pobotschnaja gehört zum Gouv. Saratow. Nach Berach wurde dieses deutsche Dorf im Jahre 1772 gegründet.

## Streiflichter aus Deutschland.

Von C. S.

III.

Wieder im Besten der Stadt. . .

Es ist Sonntag, morgens um 10 Uhr. Die breiten Straßen liegen wie tot da. Nur hier und da sieht man einen Dienstboten die Straße entlang eilen, um irgend etwas zu besorgen.

Die Herrschaften schlafen noch in ihren weichen Betten. Denn sie sind ja erst morgens um 7 Uhr nach Hause gekommen, nachdem sie sich die ganze Nacht über in einem Bergnütungslokal herumgetrieben hatten.

Da hört man plötzlich Gesang. Immer näher und näher kommt er. Es hört sich wie eine Drohung an

Da springen die Bourgeois, ent-rückt über die Ruheführer, aus ihren Betten, kleiden sich halb an und eilen ans Fenster.

„Herrgott, ist denn das möglich, schon wieder die Kommunisten. . .!“

Und dort unten marschieren sie im Gleichschritt, 500 Mann, 500 Arbeiter, und den zitternden Bourgeois dröhnt es im Ohr.

„Es lebe Sowetrußland! . . .“

Doch plötzlich erbebt sich das Gesicht des fatten Bürgers am Fenster. Zwei Lastautos mit bis an die Ohren bewaffneten Polizisten sind um die Ecke gebogen. Mit Gummistöpseln und Gewehrkolben versuchen diese „Hüter der Ordnung“ die Demonstration auseinanderzuschlagen, die Demonstration zu provozieren.

Doch an der eisernen Disziplin der demonstrierenden Arbeiter scheitern alle derartigen Versuche. Während die Polizei die eine Hälfte der Demonstration auseinanderschlägt, schließt sich die andere Hälfte wieder zusammen.

Schließlich gibt die Polizei ihr Vorhaben auf und beschränkt sich darauf, die Demonstration zu begleiten.

Langsam ist das Lächeln auf dem Gesicht des Bourgeois verschwunden. „Nicht einmal mehr die Polizei kann mit diesen Aufrührern, die alle an die Wand gestellt werden müßten, fertig werden.“ Stößt er zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor und sendet der Demonstration einen haßerfüllten Blick nach. Und gleichsam wie zum Abschied schlägt ihm noch einmal der Gesang der Arbeiter an das Ohr:

„ . . . Es kommt der Tag, da wir uns rächen.

Dann werden wir die Richter sein. . .“

## Mein Nachbar Fritz.

Von G. R.

Schon sehr alt \*) war er, der Alte Fritz. Ich dagegen war noch sehr jung. Das hinderte uns aber nicht, gute Freunde zu sein. So kam die Dämmerstunde herbei, witsche ich hinüber zu meinem Nachbar. Ja, die Dämmerstunde! Das war für uns beide eine glückliche Stunde, besonders im Winter. Wenn der Sturmwind draußen heult und hart an die Fensterläden pocht, wenn draußen bitterkalt ist und man sich dicht an den warmen Ofen schmiegt und keinen Hund hinausjagt, — ziehts mich doch hinüber zu meinem alten Freund. Trotz Sturm und Kälte hole ich meinen Schafspelz von der Wand herunter und hinüber gehts ins kleine Nachbarnhäuschen mit den blauen Läden, zu meinem Alten Fritz.

Hast du schon mal einen guten Freund gehabt? „Ja? O dann warst du glücklich!“ Der Kolonist sagt: „Freund in der Not“ . . .

Doch zur Sache!

Wenn ich da hinüber komme, sitzt mein Alter vorm Feuerherd und heizt seinen Ofen mit weichen, weichem Kornstroh. Wie er da sitzt mit der Rutterstange in der Hand und in die rote Glut starrt!

Ich setze mich neben meinen Alten aufs weiche Kornstroh und auch wie er schaue ich in die rote Glut. Alles stille ringsum. Nur das Feuer zerhackt die weißen, langen Strohhalme. Es fällt kein Wort. Jeder folgt seinen Gedanken oder denkt gar nichts — starren nur ganz stille in die rote Glut. Zuweilen schießt mein Alter mit der Rutterstange in die Glut, scharrt sie auseinander und starrt von neuem wieder hinein.

An was mag er nur denken?

Warum ist er nur so muttersternallein? Vieles hat mir mein Alter an den langen, kalten Winterabenden erzählt

\*) Wir behalten t, p, i bei, anders würden manche Ausdrücke schwer zu verstehen sein; i muß wie b, t wie g und p wie d gelesen werden.

von unseren Kolonien aus alter grauer Zeit. Und er hatte was zu erzählen, der Alte; war er doch schon über seine Siebzig und im Jahre 1808 geboren.

Viele Jahre hindurch sitzen wir beide vorm Feuerherd ohne ein Wort zu reden. Beim Heizen erzählt mein Alter nichts. Das ist seine Stunde des Schweigens, und warum? Darüber in der nächsten Zeile.

Wenn er da das letzte Stroh unter uns beiden hervorgeholt und in den Ofen hineingebreht hatte, sagte er:

„Sou, ich gann mir weiter vorzeehle.“

„Better Frigel!“ sagte ich.

„Was denn, Junge?“ sagte er und guckte mich väterlich an.

„Erzählt mir doch mal, warum ihr so muttersternallein seid und warum ihr immer so in die Glut starret, ohne ein Wort zu sagen.“

„Wails du s bist will ichs dich mo vorzeehln. Das is ne budriebte Jischichte,“ sagte er, holte sich die Pfeife, klopfte sie langsam und bedächtigt, ohne ein Wort dabei zu sagen, schlug Feuer, daß die Funken nach allen Seiten stoben, drückte den wohlriechenden Zunder in die Pfeife, tat einige Züge und sagte:

„Das is schon lange her, woar zu domoliger Zeit 20 Jahr solt. Do soot mo mai älster Bruder saine Frau zu mich: „Frige, such dich Ceine, ich un die Jedde, mr drengs nich meehr aus s Kratze: die velle Arweeit!“ Ich muß soon, mit wooren jude Bauren, hotten Bieh un Jischarre, hat awer an Arweeitskraft jischli. Mir wooren drai Jibrieder: ich un zweie, die wooren Alter un vorhoizrod. Do wir ne Frau an Platz jiwest. Arweeit woar die Hille un die Fille. Awer keeine vun die jange Mädchen in unse Kolonie will mich do jiffaln.“

Meinem Alten war unterdessen die Pfeife ausgegangen. Er stand auf, klopfte die Pfeife am Türpfosten aus, blies einigemal durchs Pfeifenrohr, klopfte wieder, wie zuvor, langsam und schweigend die Pfeife. (Auf den Kolonien klopft man überhaupt langsam und schwei-

gend die Pfeife,) als erhole man sich dabei. Dann tat er einige Züge, blies den Rauch in die Höhe, so daß sich eine ganze Reihe Ringel bildeten. Er beobachtete diese und fuhr fort:

„Gloobst du ans Spiegelgucken un daß n jeder saine Bustinnte hat?“

Er guckte mich lange fragend an. Ich fand keine Antwort als die Frage:

„Was für eine Bestimmte?“

„Re-Frau!“ frug er weiter. Und ohne Antwort zu bekommen, fuhr er fort:

„Die Fraiertage loom n bai. N Rajohronb loom mai älster Bruder saine Frau zu mich in die Stub, stellt n Spiegel uf n Disch un soot:

„Frige,“ soot se, „seh dich mo do janz stille htn un guul in de Spiegel do, awer ohne jiplaudert. Um 12 Uhr erschaint in de Spiegel dai Deeil, daine Auserweeilte.“

„Und habt ihr sie gesehen?“ frug ich ungebuldig.

„Fall mich doch nich ins Wort!“ ermahnte mich mein Alter.

„Hawe mai Lebtag nich an sou was jigloocht: Awer wails ne sehr jude Frau woar, die Diese, haw ich se dr Jifalln jidohn un mich pour de Spiegel jifseht. „Dunner,“ bacht ich, „drai Stunden do in Spiegel guken!“ bacht ich. Hawe, gloom, mai janzes Läden keeine drai Stunden in Spiegel jiguukt.“

„Und?“

„Wennste nur!“ sagte er.

„Die Zait wollt nich rumjeehn. De Uhrzaiger stand immer uf eei Platz, gukte awer immer in Spiegel un rouche. Ich rouche eeins, ich rouche zweete, ich rouche draite. . . Korz un jud, hawe die Pfeife nich ausgeehln loofen. . . s woar noch n värtel bis zwölfe. Do loom mich sou n steher Schloof an.“

„Un was meeinstu?“ wandte sich der Alte an mich.

„Habt sie gesehen, ja?“ Er tat einige Züge und fuhr fort:

„Wie die Uhr zwölfe jischlohn hott, sähe ich im Spiegel sehr weit von hier

n janz kleines Mädchen, nich größer wie n Kunselbildchen. . . Je länger ich guulte, je größer is ses jiwornn. Do woors mich nich eenerelei, loom mich ne Vlengeften an! Hawes awer ausjholn. Uf eei mo steiht das Mädchen vour mich, wie s laibt un läbt! . . . s hott n Tracht (Tragholz) uf die Schullern mit zweei blaue Emmer, als wollt s noh Wasser jeeihn."

Ich hatte den Mund schon auf, um dem Alten eine Frage zu stellen, aber er zeigte mir den Finger, ich solle s Maul halten. Er stopfte sich zum dritten Mal die Pfeife. „Verfluchte Raucherrei!“ dachte ich.

„Ich kann dich soon, Dugen hott s in Kopp! Große blaue draie Dugen mit lange, jibougene Dugenhoorn (Wimpern). Ich guult an. Do hats mich ouch anjiguckt un so fraindlich jilächelt. Do hats uf ihre Baden sou n poor janz kleine Wöschelcher jijäben. No, woor das Mädchen scheine! Uf eei mo is es immer klenner jiwornn, woor widder janz wait vun mich in de Spiegel: woor widder janz klein jiwornn wie n Kunselbild. Uf eei mo wor s weck, wie weckjifogen.“

„Und?“ sagte ich.

„Und jib lähn mr uns schloofen; s is schon speeite,“ sagte er.

„Better Fritz!“ schrie ich. Er schob mich zur Tür hinaus und tröstete mich, am nächsten Abend die Geschichte zu Ende zu bringen.

„Morgen Omend noh s Hizen vorjeehle ich dich maine drautige Fischichte janz,“ sagte er.

Draußen heulte der Nord-Ost. Die Dächer trachten! Es war bitterkalt. Ich hielt mit zwei Händen die Ohren zu. Der Schnee knirschte unter meinen groben Bauernstiefeln. Der Mond hatte einen Hof, was auf den Kolonien Kälte bedeutet.

Ich warf mich auf meinen Bansch, schlug die Hände über'n Kopf zusammen, liege und denke nach. Der Nord-Ost schlug hart an die Fensterläden. Und was sehe ich vor mir in der dunklen

Stube? Die schönen, blauen Augen mit den langen, gebogenen, schattenwerfenden Wimpern! Wohin ich nicht gucke im Dunkeln — vor mir sehe ich sie, diese Augen! Einmal sind sie so nahe, daß ich sie mit der Hand greifen könnte. Auch heute noch, wenn am Abend mein Bleistift nicht mehr vorwärts will, ich mich aufs Bett werfe, an meine Heimat denke, erscheinen mir oft diese Augen.

Wo seid ihr heute, ihr Augen, nach 50 Jahren?

Am nächsten Abend quälte ich meinen Alten, beim Heizen die Geschichte weiter zu erzählen. Er sagte:

„Do muß ich ämster vorjeehle. Die Faiertage jingn rum. Das Mädchen loom mich nich aus n Kopp. Wu ich jeeihe un steihe un was ich nich schaffe un due — die zweei Dugen sin immer vor mich.“

„Auch vor mir!“ sagte ich.

Der Alte guckte mich lange an, mufterte mich vom Kopf bis zu Fuße und sagte: „Schäm dich, Junge!“

Mir schoß das Blut ins Gesicht. War ich doch noch so jung! Was wollte ich aber machen? Die Augen waren immer vor mir da am Feuerherde. Der Alte war wahrscheinlich eifersüchtig geworden, denn er konnte keine Worte finden. Endlich fuhr er fort:

„Die Faiertage jingn rum. Do jings uf die Wiesen „Haisfohren“. Du weest jou, wenns bai uns uf die Wiesen jeeiht, jeeihts durch Borjard. Mit finf Schlitzen jings noh Hai. Ich woor dr Hinnerste, hott zweei dichtige Braun inspannt. Das wooren zweeie, die häfte mo sähn solln! Wie mr noh Borjard loom, jeeiht do vort mich n Mädchen mit ne Tracht uf n Buckel mit zweei blaue Emmr. Un was denken, he? Ich drähge mich rum, guul es an, un was säh ich?“

„Das wars, was Ihr im Spiegel gesehen habt?“

„Grood jitooten, wie's laibt un läbt!“

„Und?“ schrie ich.

(Schluß folgt.)